N12<527804679 021
LS
ubTÜBINGEN

Yours truly

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

17. Malapuram.

Um den vielen Aufständen der Mapillas wirksamer zu begegnen, hatte die Regierung bei einem ihrer Dörfer, Malapuram, 14 Stunden hinter Kalikut gelegen, eine Station für ein Detachement von Sipahis errichtet, neben welchem sich bald auch eine Kaserne für 1—2 Compagnien von Europäern erhob. Unter den letzteren waren nun auch solche, die sich in Kannanur bekehrt hatten, und diese baten Hebich vielfach um einen Besuch in dem anfangs unheimlichen Platze. Zwar auf den ersten Anblick schien es den Soldaten ein angenehmer Ort zu sein, zwischen hohen Hügeln gelegen, über die noch keine Wagen fahren; aber unversehens ruft sie ein neuer Aufstand hinaus in das von Mapillas dichtbewohnte Land, oder munkelt man wieder von neuen Verschwörungen, welchen die Polizei auf der Spur sei. Ueber die nöthigsten Lebensbedürfnisse ist nicht zu klagen, allein das Fleisch heißt mittelmäßig, weil sie nur einen halben Ochsen des Tags verzehren und man die andere Hälfte doch nicht wegwerfen kann. Cocuswein natürlich ist für die Trinklustigen ohne Mühe zu haben; wer Lust zum Gebet hat, findet auch ein Plätzchen in den Felsen der Umgegend, und so lange keine Gefangenen da sind, bleibt der Schildwachendienst leicht. So berichtet ein Sergeant St. (October 1851), dem Hebich das Herz gerührt hatte, durch seine dringliche Einladung zum Abendmahl vor dem Marsch zu einer Zeit, da er sich dessen fast unwürdig fühlte.

Doch war noch ein anderer von Hebichs Kindern mitgezogen, der Soldat Bail, dem St. das Zeugniß gibt, daß er nun das Leben ihres kleinen Kreises sei. „Wenn irgend einer dahinten bleiben

will, ist er frisch bei der Hand, ihn zu rütteln und zu unterstützen. Ich machte schon unterwegs mit ihm aus, er solle mir doch alles frei heraussagen, was er Unziemliches oder Ungeschicktes an mir bemerke. Nun kommen wir alle Abende in meinem Zelt zum Gebet zusammen." In dieses Zelt traten am Anfang December auch zwei Sipahioffiziere, C. und Gompertz, schlossen sich dem Gebet der Soldatenbrüder an, und trafen dann die Anordnung, am Sonntag, Dienstag und Freitag sollen sie zum Bibellesen und Beten doch lieber in C's, des Hauptmanns, Haus sich vereinigen. Das geschah sofort. Scheuten sich auch Anfangs die Gemeinen noch ein wenig vor den beiden Offizieren, so verlor sich das doch bald genug, bis sie bekannten, diese Herren seien viel demüthiger als sie selbst. Ja St. schrieb: „Dies ist ein wunderbarer Platz, wo der HErr uns in besonderer Weise segnet, daß wir's kaum glauben können. In Kannanur sahen wir die 'reichen Brüder' eben in der Kirche und fühlten, daß sie uns wohlwollen; hier erfahren wir's täglich, und der HErr beschämt uns durch ihr stetiges Wachsthum."

Der Hauptmann seinerseits schreibt, wie froh er an Bail sei, der ihn aufrecht erhalte, wenn er ermatte (5. Januar 1852): „Eine besondere Freude aber würden Sie haben, könnten Sie sehen, wie Gompertz, der wohl Ihr Kind heißen darf, vorwärts macht. Er jubelt über der Entdeckung, daß er ein ganz hilfloser Mensch ist, aber gerecht in Jesu. Bei ihm ist's stets heller Tag, und das Wort 'Jesus' seine Wonne. Er kämpft mannhaft, daß alle doch den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren, und beschämt mich damit. Gestern kam er und sagte: 'Weiß nicht, wie's kam, aber ich gieng und redete mit dem Soldaten im Spital; ich bat ihn, sich doch zu Jesu zu wenden, und der Mann nahm es tief zu Herzen.' Gern möchte er seinen, vielleicht jetzt in Madras landenden Bruder besuchen, wird aber kaum Urlaub bekommen."

Aus der langen Reihe von Briefen, welche William seinem geistlichen Vater geschrieben hat, verdienen die ersten eine eingehendere Erwähnung. Er schreibt Malapuram 23. December 1851: „Ehe ich mich zum Lesen in Gottes Wort anschickte, scheint es mir eine Erfrischung, mich mit Ihnen ein wenig zu unterhalten, da Sie so gut in die Lage einer armen Seele sich versetzen können, die aufgewacht ist, den Weg des Heils zu schauen. Wie mächtig fesseln, wie tröstlich heben mich auch die noch immer giltigen Worte Luc. 11, 42.

Der HErr Jesus bewahre mich doch davor, daß es mit mir nicht einmal ärger werde denn vorhin. Ich glaube nun, daß es mir so weit geschenkt ist, zu verstehen, wie ich nur durch Christum lebe, der auf sich den Fluch nahm, der mir gehört und über mir hängen bleibt, bis ich Ihn zu meinem Erlöser annehme und die von Ihm so theuer, auch für mich, erkaufte Gerechtigkeit mir zueigne. Wie oft hätte mich schon das Gesetz getödtet, wenn Christus nicht mein Kämpe wäre, durch dessen Sieg ich jetzt in der Freiheit lebe, die Er mir erwirkt hat. Ich war einmal schrecklich umgetrieben; der Kummer und Schmerz saß tiefer denn ich aussprechen kann, oh, es war wirklich bitter. Da wendete ich mich ernstlich zum HErrn und schrie laut zu ihm; zwei Tage lang konnte ich keinen Trost finden, fühlte mich sehr gedemüthigt und verdammte mich selbst. Unter schweren Kämpfen flehte ich um Gnade, bekam dann eine Hoffnung, ich werde doch durch Gottes Gnade bis zum Ende beharren, und am dritten Tage kam ich zur Ruhe und alle Furcht verschwand. Jene Prüfung erscheint mir seither als ein großer Segen, denn ich weiß, sie kam vom HErrn. Jetzt habe ich immer nur zu bitten, daß ich nicht stolz werde, obgleich der Arge mir einbläst, ich habe Grund, über eine so schöne Religion mit solch einem Heiland stolz zu werden, und brauche, da ich jetzt im Hafen sei, nicht mehr so viel zu beten; oder flüstert er, ich dürfe mich wohl ohne Gefahr irgend einem Gedankenspiel überlassen, während ich doch finde, wie leicht ich mit heiligen Meditationen anfange und in weltliche Berechnungen und Gedankenbilder übergleite. Dann sage ich mir: wie gieng's damit? mein erstes war ein heiliger Gedanke, und jetzt verweile ich wieder bei alten Dingen. Es liegt mir wirklich an, aus dieser Schwäche herauszukommen, denn die Gedanken wandern doch nur dahin, worin das Herz steht. Aber der Mängel sind sonst noch so viele, daß ich erst Gott bitten muß, sie mir zu enthüllen. — Besonders geht es mir schwer ein, den HErrn Jesus in kleinen Dingen zu bekennen, ohne darum weniger Liebe zu ihm zu fühlen. Ich kann mir vorsagen: ach, wäre es vor Ungläubigen, ich fände meine Ehre, meine höchste Lust darin, kühn aufzustehen und Ihn zu bekennen (mag auch eine Täuschung sein!). Aber um Sorgfalt in kleinen Dingen habe ich sehr zu bitten. Sie sehen, ich habe Ihre Predigt noch nicht ganz vergessen. Ich weiß, Sie beten für mich, und das ist mir ein großer Trost. Ich bete auch für Sie, besonders

aber für Ihre Arbeit. Was kann ich auch mehr thun? ich tauge doch nicht zu mehr, habe noch keinerlei Lohn verdient, noch kein Stündlein im Weinberg gearbeitet, verstehe es auch nicht. Finde meine eigene Seele zu schwer für mich, wie sollte ich andern helfen können? Doch der HErr kann sie leicht machen, und dann darf ich immer noch hoffen, ein wenig zu thun, das wie Heimzahlen an der großen Schuld angesehen werden mag. — Nun mögen Sie sagen: 'Alles das lautet recht ordentlich, ich freue mich, daß er den Weg gefunden und ein neues Kleid anhat, wirklich bekehrt ist' 2c., aber Sie kennen das Menschenherz, also bitte ich Sie, dem nicht zu trauen, was ich gesagt habe, denn ich kann noch in dieser Stunde Ihn verläugnen. Aber Ihm, dem ewigen Fels sei Ehre für das, was er an mir gethan hat! — Schreiben Sie mir, wenn Sie irgend Zeit haben, und dann ganz nur von Ihm, von dem ich nicht zuviel hören kann, denn ich bin sehr schwach, noch immer träg, arm an Kraft und Glauben. Gottlob daß diese ja Gottesgaben und ohne Geld zu haben sind. Mir ist's eine wahre Lust, mein Herz nur so plaudern zu lassen zu einem, der in meine Gefühle so ganz eingehen kaun. — Nun aber auch was von unserem Treiben hier und wie sich der HErr ein Gemeinlein erbaut hat, das für seinen Namen einsteht. An drei Abenden kommen wir zusammen, singen erst, worauf einer der Brüder, Bail oder der Sergeant St. betet. Wenn wir uns von den Knieen erheben, liest (Hauptmann) C. soviel von einem Kapitel als zu der Predigt, die er sich ausgewählt hat, gehört — meist von Mac Cheyne, den Y. so gut war, C. zu leihen; ich danke jenem oft für die gesunde Nahrung, die er uns damit verschafft hat, und hoffe, sie hilft uns zu ewigem Glück. B. ist ein wirklich begabter Mann, mit demüthigem Geiste; er scheint recht fest und vom HErrn zu einem Gefäß der Ehre gemacht; seine Gebete erfrischen sehr, weil voll von Christo, an den er sich anlehnt. Der Sergeant, wenn ich Armer eine Ansicht äußern darf, wohl bekehrt, aber weniger von Christus erfüllt, hat vielleicht etwas von Kirche daneben (wie mir's aussieht; Gott bewahre mich vor dem Richtenwollen), ist jedoch sehr ehrlich und seine Gebete kommen frisch aus dem Herzen. Darf ich fragen, ob wir nicht geradezu unsere Gebete an Jesus richten sollten; denn der Heiland ist doch unser besonderer HErr und Mittler. N. ist ein Soldat, den B. und St. zar Erkenntniß seiner Lage gebracht haben, und der jetzt recht ange-

legentlich nach Nahrung ausgeht. Der andere, ein Korporal, kommt auch sehr regelmäßig. So sind wir denn unser fünf, die in meinem kleinen Lesezimmer, das vom Hause etwas absteht, durch Gottes Gnade zusammen beten. An Sonntagen wird der Masse die Liturgie — sehr verkürzt und eilig — vorgelesen, aber ohne Predigt, und die armen Leute beugen vor ihrem Schöpfer nicht einmal die Kniee. Wollte Gott, sie ließen sich aus ihrem Schlafe wecken, sie sind noch blind. Zwar bin ich auch blind, doch hat es Gott gefallen, des Heilands Namen deutlich vor mich hinzustellen, und ich spüre es als meine Pflicht, andern dies zu bekennen. Nun, wenn's die Zeit erlaubt, sagen Sie mir, ob, was ich schreibe, recht ist und worin ich unrecht habe." 2c.

Nachdem Gompertz von bedenklicher Schwäche befallen, zum Rückzug auf die kühlen Berge verurtheilt war (Januar 1852), schreibt er:

„Der Arzt hat mich nun zu sechsmonatlichem Krankenurlaub empfohlen; ich wünschte nicht so lange weg zu sein, überließ es aber seinem Gutachten. Ich kann Sie versichern, ich gehe mit manchem Seufzer von diesem Platze, nicht weil ich das Land gerade vorzöge, sondern weil ich hier mehr Gnade empfangen habe, als ich je zuvor erfahren durfte. Jetzt habe ich ein „Kreuz" auf mich zu nehmen; dies Wort lautete mir einst hart, nun aber habe ich die Kosten überschlagen und bin durch Gnade bereit: Christus wird mir durchhelfen. Ich weiß wohl, daß die kleinste Kleinigkeit mir meine selige Hoffnung auslöschen, die geringste Versuchung mich in den Staub werfen kann; aber wie treibt mich auch eben dies zum Beten an, daß ich nicht meinem eigenen Herzen überlassen bleibe! Sollte ich aber nicht zugreifen und sagen: freilich wird Jesus mich erhalten; die ganze Welt möge es wissen, ich traue es ihm zu. Ich kann ja fallen, aber ich habe Zugang zur Lebensquelle, zum Kreuzesstamm, kann meine Sünden im Blut des Lammes auswaschen; so hoffe ich, an meinem Heiland meine Lust zu haben. Soll ich Ihnen ein kleines Geheimniß verrathen? Vorgestern blieb ich die halbe Nacht wach, und da fühlte ich, wie der HErr bei mir war, so daß ich vor Wonne lachen mußte. Ich stand auf vom Bett und sprang vor Inbrunst der Liebe, während mir das Herz zu hüpfen schien. Dann sehnte ich mich nach dem Morgen, damit ich wieder das Wort lesen könne, und betete so 4—5 mal in der Nacht und den größten Theil des Tags, während immer wieder die innere Freude das Herz

hüpfen machte. Das erstemal, daß ich so gänzlichen Trost empfand, war nach der Betstunde am Sonntag, da ich mit Lesen und Beten ungewöhnlich lang aufblieb, und wie reichlich ward ich belohnt! Seither ist's nun immer so, daß ich ganz glücklich bin und mich erhört weiß. Habe nun die Frucht geschmeckt und wie lüstets mich nach mehr! Also bete ich darum und lese. Aber auch das Bekenntniß „Ich liebe den HErrn", scheint mir ein Gnadenmittel zu sein. Ich redete einem Offizier zu, wie unrecht der Mammonsdienst sei; der sagt nun, er habe mich ganz aufgegeben. Ich fahre aber weiter fort, bis Christus mich aufgibt, das erst würde mich bedenklich machen. Er wird mir sicherlich durch alle Versuchung helfen, und er soll mein Fels und meine Zuversicht sein. So sehen Sie denn, daß mir dies eine gesegnete Zeit ist — thäte ich recht daran, es vor Ihnen zurückzuhalten? Gewiß nicht. Freilich sagt mir was (ich weiß, es ist der Teufel): Gesetzt, du fällst ab, welch ein Heuchler bist du dann! Aber das bewegt mich nicht, ich will es sagen: dies ist eine gute Zeit für mich; ich will jetzt springen, will jetzt hoffen.

„Was mich noch glücklicher macht, ist der Umstand, daß mein Freund Cy (in Kannanur) die Worte Gottes, die ich ihm schrieb, annahm, und ich sehen darf, wie der HErr an ihm gearbeitet hat. Er schreibt: 'Ich sehe aus deinem Brief, daß du gar trüb gestimmt bist (weil ich ihm zuredete, seine Seele zu retten). Mein lieber Kamerad, nichts, was du von Herrn Hebich mir sagen kannst, vermag mich je böse zu machen. Was kann dir auch solch einen Gedanken in den Kopf gesetzt haben? Ich wünschte nur, ich dächte solchen Dingen ernstlicher nach; denn ich weiß, ich werde einmal wegen Verschwendung von Zeit und Gaben (nicht daß ich mir einbildete, von letzteren ein Uebermaaß zu haben) eine schwere Rechenschaft abzulegen haben; und wie du sagst, weil ich Gelegenheit hatte besseres zu lernen, werde ich zwiefach verdammt werden. Ich hoffe nur, in späteren Jahren werde ich meine Nachläßigkeit noch etwas hereinbringen können; ich fange nun eben wieder von vorne an, und ich meine, (verstehe wohl, ich sage nicht, ich weiß) ich werde nachgerade ein weiserer und besserer Mensch, indem ich doch nachzudenken beginne, was auch aus all unserem Zusammenrauchen und Trinken endlich werden soll. Aber ich brauche Kraft, mehr als sonst irgend was; denn ich muß dir leider sagen, daß das Urtheil

der Welt mir eine Macht scheint, der ich nicht entgegenzutreten vermag. Da hast du endlich die ganze Wahrheit! Nolens volens hab ich dich schon zum wohlbestallten Beichtvater gemacht!'

„Das schreibe ich nun in der Hoffnung, Sie werden ihm zeigen, wie er das allerwichtigste Werk anzugreifen habe; das Uebrige bleibt unserm l. HErrn überlassen. Es soll ja nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch Seinen Geist geschehen. Sie können sich aber denken, wie dieser Herzenserguß mich freut; ich habe schon wieder angefangen, ihm zu schreiben, und weiß, der HErr wird meine Bemühungen segnen. Seine Ehre fördere Er selbst! Verflucht sei der Gedanke, daß ich mir in der Sache irgend etwas zueigne!

„Wir haben heute Abend wieder Gottesdienst, da will ich meinen Bund erneuen, und möge Christi Blut mich wieder rein waschen! Ich bete immer: laß mich nur nicht abfallen! Sie beten ja für uns alle; aber beten Sie für mich mit besonderer Inbrunst, denn ich brauche jede Hilfe, da ich, mir selbst überlassen, fallen müßte. Also bitten Sie für mich ernstlich um Geist, und daß ich mir selbst immer gemeiner erscheine, demüthig und sanftmüthig sei, stark in Glauben und Liebe, und daß ich mit Einem Hieb das Band zwischen meinem Fleisch und der Welt zerhaue; daß ich im Geiste lebe und wandle, das ist alles was ich brauche. Je demüthiger, desto glücklicher sind wir. Und beten Sie auch für diese theure Seele, von der ich erzählte; er hatte bisher seinen Sinn vor mir verborgen, aber jetzt ist er doch schon zu Ihrer Kapelle gegangen. Ich bitte Sie, seien Sie mild gegen ihn, denn in einem frühern Brief bemerkte er, Sie haben ihn mit Ihrer Warnung erschreckt. Ist er einmal zu Gott gekommen, so wird er sich alles zurechtlegen können; da ich nun schon einiges von ihm verrathen habe, warum nicht auch noch diesen Rest? Halten sie mich nicht für selbstgerecht oder dreist wegen dieser Bitte; mir schien nur, Sie sollten wissen was er denkt, er ist noch so ein junges Pflänzlein.

„Eine andere Seele hat sich an uns angeschlossen, ein Corporal Fl., der sehr gut schreibt. Ein weiterer, L. ist krank nach Kalikut geschickt worden; er war früher, wie sie sagen, der ärgste Flucher im Corps! Das hat doch der Geist Gottes gethan. Alle Uebrigen machen wacker voran. Schreiben Sie mir etwas, wie ich mir recht zum Eckel werden und mein Halten an Christo unabänderlich machen kann, indem ich ja in einer Woche wieder kalt werden könnte, (ich

hoffe und bete aber, es soll nicht sein!). Im Leibe bin ich gerade sehr schwach und überaus müde (daher die unleserlichen Buchstaben, die mir so leid thun, daß ich den Brief umschreiben würde, wenn ich's vermöchte), habe keine Krankheit, blos ein schauerliches Gefühl von Schwäche, als ob ich nur so zusammensinken könnte. Ich freue mich sehr auf die Missionare der Nilagiris. Herzliche Grüße an die l. Yg. 2c. Mein lieber Bruder ist in Indien gelandet; beten Sie für seine Seele. Ihr W. Gompertz."

So gieng denn Gompertz auf die blauen Berge, zum Schmerze seiner Freunde in Malapuram, die nicht genug rühmen können, wie voll er sei von der Liebe zum HErrn und wie gewachsen in seiner Erkenntniß, wie fest entschlossen, nur dem zu leben und zu sterben, der ihn bis in den Tod geliebt. Natürlich fühlte man einen solchen Verlust bald, denn wie nöthig war der rechte Kitt für ein so umgetriebenes Völklein, wie europäische Soldaten besonders auf einer Außenstation sind. Doch C. machte sich nun mit verdoppeltem Interresse daran, die Gewonnenen zusammen zu halten, und ein erster Besuch Hebichs (Mitte Mai 1852) stärkte sie alle. Da namentlich in der Regenzeit die weite Entfernung seines Hauses für die gemeinschaftliche Erbauung störend werden konnte, weckte der Hauptmann in ihnen den Entschluß, ganz in der Nähe ihrer Kaserne mit vereinigten Kräften eine bescheidene Kapelle aufzuführen, die dann an Hebich übermacht wurde.

Das war nun ein neuer Anziehungspunkt für den Alten. Am 11. August sprach er wieder dort ein, auf seiner Reise nach Palghat, freute sich an dem netten Gärtlein, das seine Soldatenkinder im Monsun hergestellt hatten, und besuchte sie in ihrer Kaserne. Sein Erscheinen verursachte eine ziemliche Bewegung unter den Engländern. „Hallo! will Euer Padre jetzt auch die Mapillas bekehren?" war der Gruß, mit dem sie Hebichs steten Begleiter, Joseph, empfiengen. Für die Mapillas fiel freilich nicht viel von Hebichs Thätigkeit ab. Nirgends aber kam er den armen Europäern so nahe, als gerade auf diesen Besuchen, da sich die Herzen ihm viel leichter öffneten als im Getümmel von Kannanur. Er verweilte da etliche Tage (11—13. August und wieder auf dem Rückweg 30. August bis 1. September), setzte sich zu ihnen in die neue Kapelle und widmete sich jedem Einzelnen, indem er ihnen das Herzbuch erklärte, sich mit Papisten herumstritt, Zwiste ausglich, vornehmlich aber die Näher-

stehenden auf's Abendmahl vorbereitete und sodann dieses mit ihnen feierte.

Da entspann sich dann eine lebhafte Correspondenz, welche einen interessanten Blick in das Leben dieser Exulanten gestattet. Bald setzt ihnen der Händelteufel zu, sie entzweien sich über kirchliche Fragen und Verletzungen ihrer Ehre; oder kommt das Kegeln auf und vielleicht damit auch das Trinken. Der Heirathsteufel findet Eingang bei dem und jenem, daß er sich etwa bei einem verheiratheten Obermann einschmeichelt und auf sein blutjunges Töchterlein spekulirt; dann gibt man den kleinen Kindern irgend ein schönes Kleid und spielt mit ihrem Papagei oder Ichneumon. Oder regt sich der Singteufel; gerade die Männer mit den besten Stimmen sind die gefährdetsten; ehe man sichs versieht, stecken sie wieder in der Welt bis über die Ohren, und haben doch in der Kapelle so andachtsvoll und erbaulich gesungen. Auch ein Gartenteufel kommt auf; jeder will um die Kapelle her gärteln, begießen, die schönsten Blumen ziehen, und im Nu entspinnt sich ein Streit. Oder kommt das Heimweh über sie; ein invalidirter Bruder schreibt etwa von England, wie ers dort getroffen habe und wie er auch in der und jener Kapelle habe Zeugniß ablegen dürfen von Gottes Werk in Indien: zwar so warm im Geiste gehe es nicht zu wie in Kannanur, aber wie schnell man sich doch in der Heimat wieder verjünge! Den ladet eine jüngere Schwester nach England ein: wie froh wäre sie, wenn ihr Philipp wieder käme! sie könnte ihn jetzt das Klavier spielen lehren und würde von ihm das Exerciren lernen; einstweilen solle er ihr doch Muscheln schicken vom fernen Strand, oder eingelegte Blumen und Blätter von allerlei Bäumen. Ach wie bald ist einer aus irgend welchem Grunde der Gemeinschaft seiner Brüder müde, sauft wieder ein paar Tage, wird ins Loch gesteckt oder liegt im Spital! Wie leicht fällt einer in Fleischessünden und lebt im Concubinat! Aber überall regen sich auch heilende Kräfte; der und jener wird aus tiefem Fall wieder zurückgebracht durch das unablässige Nachgehen und Zureden der Brüder und ihr Gebet, wenn er sich gleich lange sträubt mit den Worten: was soll auch ein Wolf unter euch Lämmern! Und Neue, die noch niemand gemiethet hat, werden durch ihre Liebe angezogen. Wohl kommt es auch vor, daß ein leichtsinniger Säufer oder Spieler sich an die Brüder anschließen will, sobald ihm das Geld ausgegangen ist. Ein solcher

kann einen Christen um ein kleines Anlehen bitten, damit er vergeudete Flanellhemden oder Schuhe sich vor der Inspektion wieder anzuschaffen vermöge; „damit würdest du mir ein Kriegsgericht ersparen und mich zu einem Kinde Gottes machen, denn ich werde dann regelmäßig mit dir zur Kapelle gehen."

Nun mit solchem Material sich abzugeben, war Hebich eine beständige Freude; er hat dabei immer sein Hauptaugenmerk auf diejenigen Männer gerichtet, die durch einen festen Gang in der Gnade sich als Anhaltspunkte für die Schwächeren empfahlen, und sie diesen zu Leitern (leaders) gesetzt, je nach Bedürfniß. Neben diesen Leitern übten dann auch die frommen Offiziere, wenn solche da waren, mehr aus der Ferne ihren Einfluß auf das Häuflein aus; gestanden aber öfters, wie viel auch sie diesem oder jenem Leiter zu danken haben, der ihnen, trotz alles Abstands zwischen Offizier und Gemeinen, das rechte Wort zu seiner Zeit gesagt habe.

Im November 1852 kamen zwei neue Sipahioffiziere nach Malapuram, der obenerwähnten Cy, den Gompertz mittlerweile zu einem Bruder gewonnen hatte, und sein Hauptmann S. Jener war noch ein gar junges Blut, der offen gestand, wie viel es ihn koste, an den Offizieren des 94. Regiments vorbei in die Kapelle zu gehen, um dort mit den Soldaten zu beten; wie er auch Gelegenheiten, Christum zu bekennen, leicht auf ein andermal verschiebe. Sein Hauptmann aber, hochgeachtet vom ganzen Regiment, zieht ihn sehr an; derselbe ist reich an allen Tugenden und hegt auch ein gewisses Maaß von Religiösität, nur daß er immer zu Almighty God betet, Cy dagegen zum Lord Jesus, was zu allerhand Gesprächen Anlaß gibt, in denen dem Jüngling seine Unzulänglichkeit und Unerfahrenheit sehr fühlbar wird. Da trifft 23. December 1852 Hebich von Palghat her wieder einmal in Malapuram ein bei seinem Ensign Cy. „Dieser wohnt in dem Häuschen, das der l. C. für meinen Joseph und andere schwarze Brüder hat bauen lassen. Ich wechsle meine Kleider, genieße etwas und gehe mit Cy zu Capitän S. von demselben Regiment, der in Malapuram commandirt und in Cy's Hause lebt. Ich habe ihn früher nicht gesehen. Er ist freundlich, aber gerade mit seinen Sipahis beschäftigt, und ladet uns auf vier Uhr zum Essen ein. Wir gehen sogleich zu X., dem Commandeur der Europäer, der durchaus meine Kapelle auch als Schullokal benützen will, was ich ihm aber abschlage. Darüber wird er böse und weist die Ein-

ladung zu meiner Predigt ab. Dann zu den andern Offizieren und in die Kaserne, wo die Soldatenbrüder große Freude haben, mich zu sehen. Nach ihrer Begrüßung gehe ich durch das lange Gebäude und schüttle fast allen Soldaten die Hand, sehe aber viele Abtrünnige, die ich einlade, mit mir in die nahe Kapelle zu kommen. Dort warten auf mich sieben Brüder und zwei Schwestern, die ich aufs h. Abendmahl vorbereite. Kehre dann noch beim Collector ein, der mit seinem Obern, Conolly, mich hart anfällt wegen der Kapelle — X. hatte sie bearbeitet; ich aber behaupte mein Recht, erkläre den Sachverhalt und am Ende ändern sie ihre Gesinnung und geben mir recht.

„Nun also gehen wir zum Diner bei Capitän S. Das Gespräch wird lebendig, das Wort dringt ein. Ich verspäte mich — es ist sechs Uhr — eile zum Gottesdienst in die Kapelle. S. kommt auch, es ist eine nette Gemeinde beisammen, bei der das Wort Eingang findet. Nach acht Uhr heimgekehrt, frage ich noch S. ob er morgen das h. Abendmahl mit uns nehmen wolle — was er bejaht; ob er mich noch ferner hören wolle, da ich ihm noch viel zu sagen habe — er hat nichts dagegen. Ich springe und hole das Herzbuch, das mich bis Mitternacht mit ihm beschäftigt. Ich komme zu Cy und sage: S. hat alles ruhig angehört. — 'O das freut mich.' — So beten wir zusammen und ich gehe zu Bett.

„Am 24. gehen wir nach dem Frühstück zur Kapelle, welche die Brüder gar rein und nett gemacht haben, wie auch den Garten dabei. S. ist gegenwärtig; wir feiern das h. Abendmahl, es dauert bis ein Uhr. Ich nehme von den Soldatenbrüdern Abschied, was lange währt, esse bei Cy; will bei S. Abschied nehmen, der schläft. Schon bin ich ins Mandschil (Tragmatte) gestiegen, das mich nach Kalicut bringen soll, da kommt er noch und reicht mir die Hand. — Er sagte nachher: da ist Alles neu, Alles neu! wurde von Stund an bekehrt; schloß sich an die Brüder an, und ist seitdem fleißig, vom Herrn Jesu zu zeugen."

Nachher schrieb dieser Hauptmann an Hebich: „Ach wie müde war ich doch in jener Nacht des 23. Decembers, da Sie über 11 Uhr hinaus mit mir redeten; und doch wars eine Segensnacht für mich. Gott mußte Sie gerade zu einer Zeit schicken, da mein bisheriges Tugendgebäude zusammenzubrechen drohte." Nun fing er auch an zu zeugen von dem, was er erfahren hatte, und mit den Soldaten-

brüdern zu beten. Während ihn der Kummer über verlorene Gnadenjahre drückt, nimmt er sich der Gefallenen und Halbbekehrten unter den Gemeinen mit vielem Segen an, so daß manche der letzteren sich glücklich priesen, nach Malapuram gekommen zu sein, wo Gottes Liebe in der engen Gemeinschaft von Soldaten und Offizieren ihnen so fühlbar geworden sei. Da schlagen auch Todesfälle ein, wie der eines Soldaten, der einmal bekehrt geschienen, dann aber durch Trinken sich an Leib und Seele ruinirt hatte und auf seinem Todtenbette zu den Umstehenden das hoffnungslose Wort sprach: „Laßt euch durch mich warnen! Ich weiß, wo ich hingehe.“ Noch eindringlicher fast predigt je und je ein Selbstmord.

Das Trinken war unter den Europäern, die im Laufe des Jahrs 1853 nach Malapuram kamen, so allgemein, daß während ihrer 12 sich aller geistigen Getränke enthielten, die übrigen im Monat ihre 1000 Rup. dafür ausgaben, ungerechnet den Palmwein, den sie außerhalb der Kaserne tranken. „Niemand nimmt sich ihrer Seelen an.“ Da war denn die fortwährende Pflege des kleinen Häufleins durch Correspondenz und wiederholte Besuche wohl angebracht; die frommen Offiziere verbreiteten nun Bibeln und andere gute Schriften und setzten ihr Zeugniß mit wechselndem Erfolge fort.

Im April 1853 traf Hebich dort mit einem Apotheker (Feldscherer) zusammen, der alle möglichen Einwendungen gegen ihn hatte und ihm ins Gesicht sagte, seine Sprache sei zu ordinär, als daß er seiner Predigt zuhören könnte. Dennoch wurden sowohl er als seine Gattin nach tagelanger Arbeit gewonnen. Schwieriger war die Arbeit an den Zurückgefallenen aus H. M. 25, die eben von Madras her eingetroffen waren. Doch fanden sich auch Etliche, die im Glauben beharrt waren und nun mit Freuden ihren alten Lehrer begrüßten. Wenn dann Obrien von Palghat her seine alten Kameraden besuchte und die neuhinzugekommenen erfrischte, flammte auch je und je die alte Liebe wieder auf.

Auf die umliegenden Heiden gieng natürlich von Malapuram nur eine schwache Wirkung aus. Mehr geschah an dem Gefolge der Europäer und dem Gesinde der Offiziere, unter welchen Hebichs Begleiter, Joseph, jedesmal mit viel Treue arbeitete. Unter der Mapilla-Bevölkerung hörten die Verschwörungen und Mordthaten nicht auf. So kam es, daß einmal (20. September 1853), da Hebich vom Süden her nach Malapuram reiste, zwei Mapillas,

die eben einen Brahmanen an seinem Teiche ermordet hatten, ihm begegneten. Beide trugen ihre großen Messer in der Hand; sie waren augenscheinlich betroffen, doch redete Hebich sie frischweg an, und der Aeltere schied von ihm mit einer tiefen Verbeugung. Erst in Malapuram hörte er dann von ihrem Verbrechen, auch wie sie umsonst Anhang zu gewinnen getrachtet hatten; am 24. wurden sie umringt und endlich von den Truppen erschossen, nachdem ihr erster Zuruf „wer's wage, solle herkommen" 150 Eingeborne in die Flucht gejagt hatte.

---

18. Hebich's Own.

Einige Regimenter der britischen Armee haben besondere Ehrentitel, wie Queens own „der Königin eigenes" oder Leibregiment. Ein Sipahiregiment, das 39 M. N. J., erhielt ums Jahr 1853 den Spitznamen Hebich's own; so darf es wohl in einem besonderen Kapitel erwähnt werden.

Im December 1851, etwa ein Jahr nach seiner Ankunft in Kannanur, war einer seiner Hauptleute, Robert Dobbie, mit Hebich zusammengetroffen, und hatte, selbst ein derber Mann, einigen Geschmack an dessen Originalität gefunden. So lud er ihn zu einem Besuch bei sich ein. Bald genug tritt Hebich eines Vormittags ein, und wendet sich nach kurzem Gruße an Isabella, die gefeierte Gattin des Hauptmanns, mit der Frage: „Haben Sie Ihr Herz Jesu hingegeben?" — Sie antwortete: „ich hoffe es." — Hebich: „Ich will nicht wissen, was Sie hoffen; ich hab einfach gefragt: Haben Sie Ihr Herz Jesu hingegeben?" — Sie: „Ich meine ja." — „Hoffen und Meinen! darnach habe ich Sie nicht gefragt." Dann fiel er in die gewöhnliche Redeweise und fragte: „Haben Sie schon gefrühstückt?" — Oh ja. — Sogleich fuhr er in halb ernstem Tone fort: „Sie anmaßende Frau! Sie sollten nicht sagen: ja! sondern ich hoffe oder meine, gefrühstückt zu haben. Wenn wir in einer so kleinen Sache zu voller Gewißheit kommen können, wie viel nöthiger wäre das in der wichtigsten Angelegenheit. Und das ist einmal unmöglich, daß wir unsere Herzen dem HErrn Jesus übergeben haben, damit Er sie für uns bewahre, weil wir's nicht im Stande sind, und durch seinen Geist in ihnen wohne und regiere,

Alles, ohne es gewiß zu wissen. Nein, der Geist gibt Zeugniß unserem Geist, daß wir Gottes Kinder sind."

Es folgte bald die Erklärung des Herzbüchleins, welche beide Gatten sehr in Anspruch nahm und einen tiefen Eindruck hinterließ. Alle Einwände wurden aus Gottes Wort widerlegt. Das gieng so drei Monate fort, bis ein gar unceremoniöses Wort Isabella zu dem Entschluß brachte, hinfort nie mehr mit ihm zu sprechen. Beim nächsten Besuch wollte sie nicht herbeikommen; doch Robert redete ihr zu und nun konnte sie sich der Botschaft von Jesus nicht entziehen; ihre Opposition war völlig gebrochen. Sie erkannte sich als eine arme Sünderin und nahm den Heiland an. Alsbald konnte sie sich auch seiner freuen und vor allen Freunden und Bekannten seinen Namen bekennen.

Das Jahr 1852 schloß mit der vorhin erzählten Bekehrung des nächsten Hauptmanns, S. in Malapuram, während schon auch ein Ensign (Unterlieutenant) Cy gewonnen war. Zwei jüngere Hauptleute waren S's besondere Freunde, und ihnen rückte er nun durch Briefe gewaltig zu Leibe.

Der eine war ein lebensvoller, von Witz und Geist übersprudelnder Ire, Archibald Kerr. Niemand konnte wie er jeglichen Dialect aufs täuschendste nachahmen, das Charakteristische an jeder Erscheinung so treffend bezeichnen, Portraite und Carricaturen so leicht hinwerfen, — mit etlichen Schnitten hat er den Knopf eines Stocks in den überaus kenntlichen Kopf irgend eines Kameraden verwandelt; dabei die Gutmüthigkeit selbst, bereits aber schwer belastet mit einer geisteskranken Frau. Wie dieser Ire das erstemal auf dem Paradeplatz des Regiments Cricket spielte und Hebichs groteske Gestalt vorüber reiten sah, warf er sich geradezu ins Gras und schwang die Füße in die Luft, um sich recht auszulachen. Dennoch hatte er tiefe geistige Bedürfnisse, und während er sich streng zu seiner Kirche hielt und seinen Dienstboten verbot, Hebich je in's Haus zu lassen, versuchte er doch auch bald, ob sich von den lebendigsten Gliedern von dessen Gemeinde nicht irgend etwas lernen lasse. — Der andere war der hochherzige, etwas wortkarge Hart, eine überaus treue Seele.

Am Neujahr 1853 war Hebich auf seinem Morgenspaziergang am Meer dem General begegnet, der ihm erst ausweichen wollte, dann aber doch sich stellen ließ. „Guten Morgen, General! Ein

glückliches neues Jahr! von Herzen wünsche ich Ihnen neues Leben, neuen Glauben, neue Kräfte, alles neu!" Der ältliche Mann bemühte sich auf den angeschlagenen Ton einzugehen und erwiederte: Mögen wir diese Segnungen verdienen! Hebich kam heim, indem er wieder und wieder murmelte „Segnungen verdienen"; ihm wallte das Herz von Verlangen nach unverdienten Segnungen. Das Jahr sollte ergiebiger als irgend eines der früheren werden an Bekehrungen aus der Herren- und Damenwelt.

Er hatte sich (December und Januar) loszureißen von etwa 100 Brüdern im 94. Regiment, die nach Madras und Bangalur vertheilt wurden. Wir kommen noch auf sie zu sprechen. Am 4. März schied auch das 16. N. I. mit acht Seelen aus der Gemeinde, das etliche Jahre in Aden zubringen sollte. Eine Dampffregatte führte sie davon. William konnte nicht einmal den beabsichtigten letzten Abschied von seinem Vater nehmen; zwar schickte er noch den Pferdeknecht zur lieben Kapelle hinauf, dort auf ihn zu warten. „Aber," schreibt er, „ich konnte nicht an Kerr's Haus vorbeireiten, ohne noch einmal einzukehren und ihm ans Herz zu legen, daß er nach Gold grabe in der rechten Grube, und das Licht suche, das er so lange verschmäht habe. Bei Kerr überraschte mich der Kanonenschuß, das Signal für mich, aufs Schiff zu gehen; so mußte ich ohne Sie zu sehen ans Ufer und ins Boot, nachdem ich noch dem lieben Y. die Hand gedrückt hatte. Von zwei Uhr an war ich dort so beschäftigt, daß ich nicht mitspeisen konnte. Um fünf und ein halb Uhr war die ganze Mannschaft an Bord. Dahin kamen auch noch Sr. vom 39., in dem der HErr zu wirken scheint, und Hart, um uns Adieu zu sagen. Es gab viel zu thun, bis alles aufgeräumt und das Deck klar war. So war ich am Abend sehr müde und hatte ein schlimmes Kopfweh, aber die Seebrise erfrischte mich, als ich so auf dem Steuerbord saß, auf Kannanur blickend und an Euch denkend, die Ihr alle um jene Stunde für mich und C. betetet. Der Kapitän hatte uns ein Nachtessen bestellt, ich war froh an etwas Thee; besonders aber gefiel mir Cousin, der gleich auf Gottes Wort zu sprechen kam. (Dieser ist bald darauf aus dem Flottendienst ausgetreten und Missionar geworden). Wie dauern mich die 40 europäischen Matrosen, die im Leichtsinn und Fluchen miteinander wetteifern. Manchem Offizier gefällt es noch, wenn diese armen Leute so unbekümmert um Gott drein schauen. Sie sahen auch mich ein paar

mal an, als müsse ich mitlachen oder doch durch Wort und Geberde an ihren Späßen theilnehmen. Die armen Sipahis (die eben von Weib und Kind sich verabschiedet hatten), waren sehr froh, als endlich um neun Uhr der Dampf sich fühlbar machte, und wir uns rasch von Kannanur entfernten."

In welch engem Verkehr diese Aden Freunde mit dem „Hauptquartier" blieben, wie Gompertz gern Kannanur betitelt, läßt sich hier nicht ausführlich schildern. Sie durften reiche Segnungen erleben, besonders in der Bekehrung von europäischen Soldaten und Offizieren, aber auch in der Erweckung und Beeinflussung von Sipahis und andern Hindus; von diesen wurden zwar nur zwei in Aden getauft, aber der Sauerteig des Worts wirkte so allgemein, daß selbst der muhammedanische Munschi des Regiments seine Tochter im Neuen Testament unterrichtete, während die Anhänglichkeit der Sipahis an ihre christlichen Offiziere beständig stieg. Wie wichtig solche Einflüsse für die Geschicke der Madras Präsidentschaft waren, sollte bald genug in der Feuerprobe der Sipahi-Empörung offenbar werden.

Gompertz findet es sehr merkwürdig, wie nun Hebichs „Kindeskinder", die Soldatenbrüder in Aden, die ihn doch selbst nie gesehen hatten, ihn fast noch mehr auf dem Herzen tragen, als z. B. er selbst. „Es ist herzergreifend, wie sie für Ihr Werk beten; natürlich schicken sie auch monatlich ihre Gaben durch uns, ohne daß wir sie je dazu aufgefordert hätten."

Zunächst aber entschieden sich nun — schon am Tage nach Gompertz Abfahrt — Kerr und ein Lieutenannt H. mit seiner Gattin offen für den HErrn Jesum; ersterer nicht ohne noch in der letzten Nacht in Folge einer Einflüsterung einen schweren Kampf zu bestehen. In der Frühe des Abendmahlsonntags (6. Merz) fragte er noch geschwind bei Dobbie an, ob Hebich wirklich nicht die Transsubstantation lehre; so sehr es ihn dorthin ziehe, könne er doch nichts gegen das Gewissen thun. Auf Dobbies beruhigende Versicherung hin schloß er sich sammt den beiden H. der Gemeinde an; ihnen folgte in Kurzem der obengenannte Hart, dem Hebich zweimal bis Mitternacht zusetzte. Er schreibt: „Im März geschahs, daß drei Herren und eine Dame sich gründlich bekehrten; die Krone der Gemeinde sind jetzt die 'reichen Brüder', deren Bekehrung viel Aufsehens und Redens macht. Die sind jetzt alle sehr eifrig und bringen

ein neues Leben unter uns." Sie hatten sehr bald allerlei Feindschaft zu erfahren; denn der General sah gar nicht gut zu der Sache. Im Mai trat dann auch der längst geliebte Dr. Foulis in diese Gemeinschaft ein, in der er sein dem Dienst Gottes und der Brüder geweihtes Leben schon nach zwei Jahren beschließen sollte.

Wie Isabella Dobbie über all diese Gnadenerfahrungen jubelte, in denen sie wunderbare Gebetserhörungen sehen durfte, kann man in ihren Briefen lesen.*) Sie kann an nichts anderes mehr denken, kann zu Zeiten kaum glauben, daß alles das an ihrem Regiment geschehen soll.

Eine besondere Freude bereitete aber der Arzt des Regiments, ein corpulenter Lebemann, den Hebich einmal wegen eines hartnäckigen Ausschlags zu sich beschied, indem er ihm seinen eignen Ochsenwagen schickte. Ohne eine solche Veranlassung hätte der gutmüthige Mann das Missionshaus doch nie betreten. Als der Doctor angefahren kam, trat ihm Hebich entgegen und mußte erst tüchtig lachen, als sein Besuch wegen der eigenthümlich engen Bauart des einfachen Wagens sorglich fragte: aber wie jetzt heraussteigen? Nachdem er ihm herausgeholfen, gieng die Besprechung an, die zunächst wenig Erfolg verhieß. Allein Hebich kam nun auch ins Haus und fand Eingang bei den Frauen und dem reichen Kinderhäuflein. Am 1. Juli 1852 lief ein Billet von dem Arzte ein: „er sei jetzt 21 Jahre in Indien, und habe noch nie was für die Mission gegeben; hiemit schicke er nun eine Erstlingsgabe." Noch im Laufe des Monats kam er selbst auch zur Kapelle; und die weiteren Erlebnisse von Gottes Wirken an andern führten auch ihn zur völligen Uebergabe seines Herzens an Christum.

Vom 14. April — 21. Mai trieb sich Hebich wieder im Südosten um. In Palghat langte gerade von Aden her ein neues Regiment, das 3 N. J. an, in welchem es viele Arbeit gab. Zwar mit den Sipahis ließ sich wenig machen: die sagten ganz lustig, wenn Trinken und Unzucht zur Hölle führen, so schließen sie sich gerne der großen Gesellschaft an, die dort zusammen kommen müsse. Nach fleißigem Suchen fand sich aber doch auch eine Christenfamilie unter ihnen, von Layer in Dharwar getauft, da denn besonders die Frau eine große Freude hatte, den Schall des Evangeliums wieder zu

*) Wachsthum eines Kindes Gottes in der Gnade. Basel. Missionshaus 1868.

hören. Und unter den Offizieren war einer, D., der eben seine junge Frau an der Cholera verloren hatte, der öffnete sein Herz dem Trost des Evangeliums und nahm das Abendmahl mit der eingebornen Gemeinde, ehe er nach Europa zurückkehrte. Noch unterwegs fiel ihm ein, was er von einem edelherzigen Kameraden wußte: wie der einmal bei Muntschur tödtlich verwundet auf dem Felde lag, bat er den frommen Dr. (Macf.), der ihn untersuchte, lieber gleich für ihn zu beten, da er selbst sich nicht darauf verstehe; sobald der Doctor gebetet hatte, wurde es mit ihm auffallend besser. Gewiß suche dieser seither den HErrn, wenn auch in der Stille, jedenfalls der HErr ihn. Es versteht sich von selbst, daß in solchen Fällen Hebich das Nachsuchen nicht unterließ.

Zunächst aber hatte sich Hebich mit „schrecklichen Kerls" herumzuschlagen; da war z. B. ein Lieutenant, der mit zwölf andern jagen gegangen war, da sie dann an einem Fieberplatz eine Nacht zubrachten, an deren Folgen die zwölf starben. Dennoch wollte dieser Dreizehnte Gottes Güte nicht erkennen; sicherlich habe er seine Errettung nicht Gott zu danken, jeder habe seine Todesstunde und die seine sei noch nicht gekommen.

Eine schmerzhafte Augenentzündung, die Hebich durch seine Anstrengungen in der schauerlichen Aprilhitze sich zuzog, unterbrach vorerst seine Thätigkeit; die Reisepredigt, die er vorhatte, wurde ihm vom Arzt verboten. Wohl aber durfte er noch einen Ausflug auf die blauen Berge machen, da er dann an seinem 51. Geburtstag mit einem Offizier im Dschangel zusammentraf, welcher ihm ein Frühstück gab. Der Mann hatte seit acht Jahren keine Kirche mehr betreten und lebte nun mit einer Schwarzen; „zum Dank für die Bewirthung predigte ich ihm recht ehrlich." Auf den Bergen (2—9 Mai) öffneten sich ihm viele Thüren; er durfte manche angefochtene Seele trösten, besprach sich auch offen mit dem tüchtigen Kaplan von Ottacamand, an dessen Predigt er sich erbauen konnte; zum Schluß suchte er wieder den alten General Kennett auf, um ihm die Vergebung der Sünden zu verkünden, und schied mit dem Eindruck: „er kriegt Licht."

Indessen war in Kannanur ein wahrhaft frommer Kaplan aufgezogen, der sel. Alcock. Nicht ohne Zagen war er gekommen; man hatte ihm mit Hebichs antikirchlicher Gesinnung bange gemacht. Es kam aber in der kurzen Zeit, die er unter den Brüdern weilte (Mai

und Juni), zu einer so herzlichen Gemeinschaft, daß Hebich ihm, als er nach Madras versetzt wurde, seine dortigen Kinder im 94. Regiment zur Pflege anbefahl, eine Anordnung, welche freilich zu spät kam, um der dort (seit Januar 1853) eingetretenen Verwirrung zu steuern.

Hören wir darüber einen Soldatenbruder; Br. schrieb (Mai): „Wir sind alle zerfahren. Zuerst lag ich im Spital, da hörte ich schon viel von dieser Kirche und jener Kirche; und als ich herauskam, fand ich die Brüder zersplittert: einige hielten sich zur Freikirche, andere zur englischen, wieder andere zur Wesleyanischen. Da kannst du dir die Verwirrung vorstellen. Ich sollte hinzufügen: einige auch zur canteen (Schenkstube), einer gar zu den Goldgruben (in Australien), und zwei wurden Unteroffiziere; so manche sind der Lage müde, in welche Gott sie gesetzt hatte. Ach könnte ich so schnell als möglich nach Kannanur zurück! Wie viele werden kühl und kalt; einer besucht auch als seine Kapelle die Mädchenschule, um dort eine Frau zu fangen. Andere würden gerne Missionsreis essen, ob aber tüchtig dafür arbeiten, ist eine andere Frage. So suchte einer hier bei einer Mission unterzukommen, es gelang ihm aber nicht; mir scheint er mehr zu einem Vollender des Gesetzes (Scharfrichter) zu taugen, als zu einem Prediger der Gnade."

Anderson war bereits herzkrank, und konnte schon seines Alleinstehens und der großen Entfernung wegen sich der Soldaten im 94. Regiment nicht mehr annehmen, wie früher der im 25. So erklärte er selbst den Brüdern nach ihrer Landung, wenn einer glaube, bei dem anglikanischen Dr. Powell, einem geistvollen kräftigen Prediger, oder bei dem Wesleyaner Hardy mehr zu profitiren, als bei ihm und seinen drei eingebornen Gehilfen, so möge er zu jenen gehen. Nun theilten sich die armen Leute, selbstverständlich mehr unter dem Einfluß, den die früher gewöhnten Formen auf sie ausübten, als nach streng geistlicher Prüfung. Die Schotten beten stehend; wie natürlich, daß nun der und jener sagte: Ich bin Engländer und an englische Form gewöhnt, das Knieen ist mir natürlicher. Der einzige Offizier des Regiments, der sich zu Hebichs Kapelle gehalten hatte, schloß sich der englischen Kirche an; seine kranke Gattin erfreute sich noch am Zuspruch Powells, ehe sie (1. Juni) selig starb.*) Einige Tage nach ihr wurde Dr. Powell in der Fülle

*) Sie hat in ihren Erinnerungen den Osterdienstag (22. April) 1851 als den Tag bezeichnet, der ihr der höchste für ihre Seele geworden sei. „Da hat

seiner Kraft dahingerafft. Nun kam Alcock an seine Stelle, der überall mit größter Liebe von Hebich und dem Werke Gottes in Kannanur sprach. Er hielt eine Besprechung mit den schottischen und wesleyanischen Brüdern, zu sehen, ob man nicht trotz aller Verschiedenheit der Form eine gewisse Einigung unter den Soldatenbrüdern herstellen könne. Es kam aber nicht dazu, und selbst die von Hebich ernannten Leiter entzweiten sich. Der eine, P., meinte: „nach allem Lob, das Hebich der Freikirche gespendet habe, sei es doch verwunderlich, daß sie jetzt zur englischen Kirche zurückgehen sollten. Wenn das wirklich geschehe, so gelte es dann auch ein für allemal; dann bleibe er bei der Church, selbst wenn das Regiment wieder nach Kannanur zurückkehre. Im Uebrigen sei er seiner Leiterschaft und der Armee müde, gedenke sie zu verlassen und wünsche sich nur eines, daß er fest am HErrn hängen bleibe, wie es auch komme." Der andere, Bn., war dafür, daß man sich nach Hebichs Wink nun insgesammt zu Alcock halte, denn wenn man nicht zusammenstehe, so sei es mit der Zucht aus; sobald man einen strafen wolle, sage er: dann gehe ich in die oder die Kirche ꝛc. Darüber bekam er von Anderson scharfe Vorwürfe zu hören, durch welche auch ein entschiedenes Mißtrauen gegen Hebichs Urtheilsfähigkeit durchblickte. Wie es nun auch gieng, die Brüder zerstreuten sich und viele geriethen in die immer offenen Arme der Welt; Hebich konnte nur für sie beten.

Besser gieng es im andern Flügel des Regiments, der (31. Dec. 1852) nach Bangalur übersiedelt war. Freilich war schon der Marsch eine Prüfungszeit; es regnete viel, und so nahmen die meisten ihre Portion Arrack wieder, deren sie sich entwöhnt hatten; sie konnten auch auf dem Marsch nicht zusammen beten. Doch besaßen sie an Bennie

---

mir der HErr in der Missionskapelle (in Kannanur) all seine Liebe geoffenbart. Wie nahe war Er doch jener Maria und sie wußte es nicht, sondern hielt ihn für den Gärtner; wie nahe war er mir schon und ich merkte nichts. O wie danke ich dir, daß du meine Seele aus der Hölle errettet hast. Ich konnte rein nichts arbeiten, um meinen Frieden nicht wieder zu verlieren, gieng dann zu unserm l. Pastor, durch den der HErr mich so reich gesegnet hat, und hörte nun, wie ich durch eine böse Welt mich mit Gott durchzuschlagen habe. Er betete inbrünstig mit mir, und so lernte ich nun im Rest der Woche, mich vor meinem schlimmen Herzen mehr und mehr fürchten." Sie ist nicht ganz so fröhlich gestorben, nachdem sie in ihrer Krankheit viel an Kannanur gedacht und sich dem Gebet der dortigen Gemeinde empfohlen hatte.

einen tüchtigen Leiter, der schon unterwegs, auf dem Knie, seine regelmäßigen Berichte an Hebich schrieb. Er meinte, Bangalur sei ein hübscher Platz für den alten Kerl, bei dem sich gleich der picnic Teufel eingestellt habe. „Auch lassen sich hier einige von juckenden Ohren umtreiben, und es ist kein Hebich da, die Weglaufenden zu suchen; sondern es heißt halt: wer kommen will, der komme, wer nicht will, bleibe weg. Ein wesleyanischer Missionar sieht etwa zwei Brüder und fragt: wie kommt es, daß ihr frühere Methodisten euch hier nicht an uns anschließt? Antwort: Es kommt ja nicht auf den oder jenen Platz an, sondern daß man sich zu Jesu halte; unser Pastor rieth uns, zu den Londonern zu gehen. Darauf: „gut! wenn ihr irgend einmal Neigung verspürt, zu uns zu kommen, werden wir euch mit Freuden empfangen." Das ist nun keine Kleinigkeit, denn wenn irgend ein Zwist entsteht, droht auch uns das Auseinandergehen. Der HErr mache uns immer mehr Eins in Ihm!" Schon gab es einmal einen Streit, ob die abgeschiedenen Seelen aufwärts oder abwärts gehen; er ließ sich noch beilegen. B. selbst lag übrigens Monate lang im Spital mit seinem Herzklopfen; es war ihm selbst ein Wunder, wie unter den verschiedensten Versuchungen die Brüder doch zusammenhielten. Einen, der ins Trinken zurückfiel, konnte er durch herzlichen Zuspruch wieder zurechtbringen. Einmal wurde er auch in ein Missionshaus zu einer Theepartie eingeladen, wovon er doch wenig Nutzen zog, vielleicht durch eigene Schuld. Er sah dort eine schöne goldene Kette an der Dame baumeln, bewunderte die netten Bodenteppiche, die strahlenden Lichter und blanken Möbel, und dachte an die Armuth in Kannanur und wieder an seinen eigenen Unsinn, daß er diese Siebensachen aus dem gastlichen Hause mitheimnehme, um sich das Herz damit zu beschweren, statt sie zu lassen, wo sie hingehören. Mehr erquickt ihn auf seinem Krankenlager der Besuch von des frommen Hauptmanns G. D. Söhnchen, der ihm eine Ladung Mangos mit den herzlichsten Grüßen bringt. „Es geht denn doch nichts über die selige Gemeinschaft der Kinder Gottes, — außer die mit dem HErrn selbst!"

Begleiten wir auch einen Invaliden nach Hause. Es ist Matthew Bird, der Dr. W's Kinder nach Europa bringen soll. Am 8. Januar wollte er vom Missionar Abschied nehmen, findet sich aber eingeschlossen und muß zur Feder greifen, statt noch einmal ihm und all den schwarzen Brüdern die Hand zu drücken, mit denen

er fünf Jahre in seliger Gemeinschaft verlebt hat. „Obwohl ich weiß, daß ich von allen durch Sie Gesegneten wohl der untreuste bin, steht mir doch fest, daß unser Zusammenkommen für die Ewigkeit gilt. Und nun bitte ich um Vergebung für alle kostbare Zeit, die ich Ihnen mit meiner Wenigkeit geraubt habe; der HErr lasse das große Werk gelingen, das Er in Ihre Hand gelegt, die verlorenen zerstreuten Brüder zusammen zu bringen. Betet auch für mich, ihr l. eingebornen Brüder! — Nun spielte die Musikbande, aber ich hatte keine Ohren dafür; ich fürchtete, ich werde den Strand kaum erreichen, als wir hinabmarschirten, indem jeder neue Anblick mich aufregte: hier die Kameraden, die sich zum Abschied drängten, denen ich so oft zugeredet habe, dem zukünftigen Zorn zu entfliehen, dort die Brüder, mit denen ich so süße Gemeinschaft gepflogen, die Winkel, an denen ich mein Herz vor Gott ausgeschüttet habe. Da erblickte ich auch die schwarzen Brüder unter der Menge, die mich so lieb gehabt. Am meisten aber dachte ich an Alles, was ich aus Ihrem Zeugniß von Gott erhalten habe, und obwohl ich in ein Bibelland gehe, erwarte ich doch nicht mehr einen zu finden, zu dem ich so frei mit allen meinen Nöthen und Fragen kommen dürfte.“ Auf dem Schiff war Bird der Jona, von dem es hieß: „werfet ihn über Bord, so bekommen wir guten Wind.“ Die Matrosen, gewöhnt an Hebichs alljährliche Besuche auf diesem Schiff (dem Owen Glendower), nannten seinen Jünger immer nur Hebich. Er aber las mit den ihm anvertrauten Kindern zweimal des Tags in der Bibel und betete mit ihnen, worüber auch sie natürlich manchen Spott der Midshipmen hinzunehmen hatten. Merkwürdig war es ihm, wie wenig sich vom Wort des Lebens vernehmen ließ, wo er auch hinkam — am Kap in der Kathedrale und in der wesleyanischen Kapelle, in Chatham ebenso; England schien ihm zusammengefroren und eisigkalt. Als er seinen Vater wieder sah, fühlte er erst recht, was seine schwarzen Brüder durchmachen müssen, wenn der Ruf an sie ergeht: den HErrn Jesum mehr lieben als Vater und Mutter! Doch wollte der Alte nun endlich auch sich Jesu zuwenden. Wie gerne gienge der Sohn zurück, um nur der Lampenanzünder in Hebichs Kapelle zu werden; aber seine Constitution verbietet ihm jedes Tropenklima.

Im neuen Europäerregiment (H. M. 25) wollte es, wie Hebich klagt, nicht recht vorwärts gehen: „die Brüder schlafen und ist fast

nichts mit ihnen zu machen!“ Er ließ sie (August) sich selbst sechs Leiter wählen, und konnte mit dem Ausfall der Wahl zufrieden sein, — wenn nur im Allgemeinen die Herzen wärmer gewesen wären! „Doch kommt ein Haufen Ungläubiger zu unserer Morgenkirche und das Evangelium wird ihnen gepredigt, der HErr sehe in Gnaden drein!“

Sehr befriedigend für ihn fiel seine fünfte Palghatreise aus (21. August bis 27. September), da er die Predigt unter der Landbevölkerung, besonders auch bei seines Pauls Verwandten gar eifrig betrieb. „Dießmal sind wir den Wochenmärkten nachgezogen, eine Einrichtung, die zur Verkündigung des Worts eine Gelegenheit darbietet, welche wohl die jährlichen Heidenfeste an Nützlichkeit übersteigt, indem da die Leute unaufgeregt durch die Götzenfrage sich ganz ruhig verhalten. Diese Märkte, so geordnet, daß man jeden Tag auf einen andern ziehen kann, bestehen nur im Palghatgebiet. Diesmal waren wir auf ihrer neun, und predigten an jedem Ort 3—5 mal und zwar alle Vier nach einander, was immer Hunderte mit gespannter Aufmerksamkeit anhörten.“

Zwischenhinein arbeitete er im 3. N. J. dessen Oberst, ein alter Freund, ihm auch die englische Kirche öffnete. Und zwar erfreute ihn diesmal in hohem Grade die gründliche Bekehrung des Adjutanten H.; bei dem wards Licht, nachdem Hebich (11. September) mit ihm gebetet hatte. Er kanns zwar kaum glauben, daß Gott einen solchen Sünder höre, aber die Gewißheit bleibt nicht aus. Nun wunderts ihn, daß er sich über diese seine höchste Erfahrung gegen Freund J. nicht aussprechen kann: „So sind wir Kameraden, leben 13 Jahre zusammen, haben alles gemein, aber von Gottes Sache zu reden vermögen wir nicht!“ Wie froh war er dann, als Hebich ihn veranlaßte, sich vor ihm gegen J. auszusprechen; Hebich trieb es wieder einmal bis tief in die Nacht hinein, da denn auch J. sich dem HErrn übergeben wollte. — Und auch für einen P. hat er Hoffnung, obwohl dieser vielfach auswich und gelegentlich, da Hebich bemerkte, Frau und Kind seien nicht Nr. 1, sich versucht fühlte, den derben Zeugen niederzuschmettern, — wie er ihm ein Jahr später offen bekannte.

So öffnete sich ihm denn eine Aussicht, daß es im 3. N. J. noch gehen könne, wie im 39sten. Das letztere erhielt im October einen gläubigen Oberst R. Budd; des Majors Gattin gehörte gleich-

falls zur Gemeinde, und die Eingänge zu den Trommlern und andern Angehörigen des Regiments mehrten sich in der Weise, daß es am Ende 26 Seelen waren, die sich zur Missionskapelle hielten. Nun war aber auch schon der Abschied vor der Thür; im December 1853 marschirte Hebichs own nach der Station french rocks ab, nachdem er diese Zweiggemeinde in heißem Gebet dem HErrn ans Herz gelegt hatte. Er sollte ihr bald einen Besuch abstatten.

„Dieses Jahr 1853 war besonders fruchtreich in der Bekehrung von Herren und Damen, vielleicht das ausgezeichnetste der Art in meiner Arbeit. Einige wie Md. wurden auf der Durchreise gewonnen, eine Dame im Vorbeifahren auf dem Schiff Owen Glendower, eine andere mit zwei Töchtern durch den schnellen Tod ihres Mannes. Die Berichte von den french rocks lauten sehr gut; die Brüder haben in der Choleraheimsuchung einen unserer Leute angespannt, in ihrer eigenen Kapelle und auf den Straßen herum zu predigen während dieser Angstzeit. Beim ersten Gottesdienst waren 18 Tamiler gegenwärtig; unserer eigenen Leute, die Trommler eingerechnet, sind es jetzt 38 Seelen, alles in der ersten Liebe. Ich hoffe sie zu besuchen und habe Muth und Freudigkeit, in den HErrn Jesum hineinzuglauben. Welch ein Trost, zu wissen, daß die Sache allein seine ist. Laßt uns nicht müde noch matt werden, denn Er führt Alles herrlich hinaus!“

Als der englische Bischof von Madras diese Station besuchte, und das rege Leben in Kirche und Schule sah, war er nicht wenig überrascht. Er hatte manche Vorurtheile gegen Hebichs Wirksamkeit eingesogen; man hatte ihm sogar berichtet, Hebich verwerfe in maßlosen Ausdrücken das ganze prayerbook und heiße die englische Kirche eine Teufelskirche (was wohl von dem „Kirchenteufel“ herrührte, den Hebich in vielen Leuten fand, welche unter dem Vorwand der Kirchlichkeit sich der Nachfolge Christi entziehen). Nun ward er zur Meßtafel des Regiments eingeladen, und die Unterredung drehte sich vorwiegend um geistliche Dinge; auch die unbekehrten Offiziere stimmten achtungsvoll in den herrschenden Ton ein. Zum Schluß des Abendessens ward dem Bischof die Bibel vorgelegt, mit der Bitte, daraus vorzulesen und zu beten. Auf die Frage, ob das auch sonst geschehe, hörte er zu seiner Verwunderung, das sei hier die beständige Sitte; da sagte er mit großer Freude: „Dies ist wahrhaftig etwas Neues in einer indischen Präsidentschaft.“

Ein etwa zehnjähriger Bestand war diesem Regimentskirchlein beschieden; dann befanden sich die Glieder desselben, soviele noch lebten, weit zerstreut in allerlei Ländern, die edelsten aber hatten ihren Lauf vollendet, nachdem sie auf verschiedenen Stationen als ein hellscheinendes Licht den Namen Jesu verherrlicht hatten.

Jamaika seit dem letzten Aufstand.

Es sind nun bald fünf Jahre, daß in Jamaika der traurige Aufstand von Morant-Bai stattfand, der von dem erschreckten Gouverneur Eyre in so blutiger Weise niedergeworfen wurde, daß in Europa ein Schrei der Entrüstung darüber von Mund zu Mund gieng, und selbst der englische Kolonialsekretär bekennen mußte: „Ich weiß von keinem Fall, in welchem ein Gouverneur sich gleiche Strenge erlaubt hätte, wie Herr Eyre.“ (Siehe Miss. Mag. 1866, S. 45—471). Ein englisches Blatt sprach es damals offen aus, daß sich in vielen Generationen nichts ereignet habe, das die Ehre der britischen Nation so tief berührt hätte, wie jenes Spiel mit dem Standrecht, während zu gleicher Zeit die Zukunft eines Völkchens, für dessen Erziehung sie vor Gott und Menschen die Verantwortlichkeit übernommen habe, dadurch aufs schwerste gefährdet sei. „Wie viele Jahre der gerechtesten und edelsten Verwaltung werden erforderlich sein,“ schloß jene Stimme, „bis der Haß und das Mißtrauen, welche dieses Blutbad gesäet hat, in den Herzen der Schwarzen ausgerottet sein werden.“

Inzwischen hat die englische Regierung und haben die englischen Christen nicht gesäumt, zu thun was in ihrer Macht stand, das begangene Unrecht zu sühnen, und Gott hat zu ihren Anstrengungen seinen Segen gegeben. Die meisten Berichte, die jetzt aus Jamaika einlaufen, lauten sehr erfreulich, sowohl in volkswirthschaftlicher als in sittlicher und religiöser Beziehung — ein neues Zeugniß von der leicht versöhnlichen Gemüthsart der Neger und der Möglichkeit, auf dem Wege der Billigkeit und des Rechts mit ihnen zu verkehren.

Hatte der im Grunde doch wohlmeinende Gouverneur Eyre durch sein launisches und ungeschicktes Benehmen sich mit Ausnahme

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

17. Malapuram.

Um den vielen Aufständen der Mapillas wirksamer zu begegnen, hatte die Regierung bei einem ihrer Dörfer, Malapuram, 14 Stunden hinter Kalikut gelegen, eine Station für ein Detachement von Sipahis errichtet, neben welchem sich bald auch eine Kaserne für 1—2 Compagnien von Europäern erhob. Unter den letzteren waren nun auch solche, die sich in Kannanur bekehrt hatten, und diese baten Hebich vielfach um einen Besuch in dem anfangs unheimlichen Platze. Zwar auf den ersten Anblick schien es den Soldaten ein angenehmer Ort zu sein, zwischen hohen Hügeln gelegen, über die noch keine Wagen fahren; aber unversehens ruft sie ein neuer Aufstand hinaus in das von Mapillas dichtbewohnte Land, oder munkelt man wieder von neuen Verschwörungen, welchen die Polizei auf der Spur sei. Ueber die nöthigsten Lebensbedürfnisse ist nicht zu klagen, allein das Fleisch heißt mittelmäßig, weil sie nur einen halben Ochsen des Tags verzehren und man die andere Hälfte doch nicht wegwerfen kann. Cocuswein natürlich ist für die Trinklustigen ohne Mühe zu haben; wer Lust zum Gebet hat, findet auch ein Plätzchen in den Felsen der Umgegend, und so lange keine Gefangenen da sind, bleibt der Schildwachendienst leicht. So berichtet ein Sergeant St. (October 1851), dem Hebich das Herz gerührt hatte, durch seine dringliche Einladung zum Abendmahl vor dem Marsch zu einer Zeit, da er sich dessen fast unwürdig fühlte.

Doch war noch ein anderer von Hebichs Kindern mitgezogen, der Soldat Bail, dem St. das Zeugniß gibt, daß er nun das Leben ihres kleinen Kreises sei. „Wenn irgend einer dahinten bleiben